

»Warum ich Euch mein Leben schreiben will?«

Literaturwissenschaftliche Diversitätsstudien am Beispiel von Margarethe Elisabeth Milow

Lara Carina Schlömer

Dieser Beitrag ordnet einen Archivfund in Form eines weiblichen Ego-Dokumentes in den Kontext historischer Diversitätsstudien ein, ehe er im Zuge einer literaturwissenschaftlichen Auseinandersetzung seinen Gegenstand mit Hilfe einer narratologischen Analyse nach Gender und anderen Identitätskategorien befragt. In Anschluss an Virginia Woolfs essayistisches Konzept zum Status der schreibenden Frau untersucht der Beitrag die Raumsemantik im Ego-Dokument in Hinblick auf das oszillatorische Verhältnis zwischen Innen und Außen. Dabei arbeitet er heraus, dass das untersuchte Ego-Dokument einen Konflikt zwischen einer Identität als bürgerliche Frau und einer Identität als aufgeklärtes Subjekt entwirft, dem sich die Verfasserin konstant ausgeliefert sieht.

Literaturwissenschaftliche Diversitätsstudien

In den Geistes- und Kulturwissenschaften gewinnt spätestens seit dem ›performative turn‹, der maßgebend von Judith Butlers Auseinandersetzung mit dem Konzept der Performativität in *Gender Trouble* angestoßen wurde, die Untersuchung des Handlungscharakters von Sprache methodische Relevanz (Nieberle und Strowick 8). Hiernach besteht die Annahme, dass Differenzkategorien wie *class*, *race* und *gender* in Akten des Sprechens und Erzählens erst hervorgebracht werden. Das heißt, sie werden nicht mehr als kulturellen Praktiken vorgängig verstanden, sondern als »Effekt ihrer Performanz« (ibid.; Butler 191). Innerhalb der Diversitätsstudien hat es sich bewährt, die Verschränkung dieser Kategorien und daraus resultierende Diskriminierungen mit Kimberlé Crenshaws sozialwissenschaftlichem Konzept der Intersektionalität zu untersuchen, das zugunsten diversitätssensibler Analysen auch Einzug in die Literaturwissenschaften gehalten hat (vgl. Pohl und Siebenpfeiffer).¹

1 Im Anschluss an Crenshaw setzten sich beispielsweise Cornelia Klinger in ihrem Aufsatz »Ungleichheit in den Verhältnissen von Klasse, Rasse und Geschlecht« sowie West und Fenster-

Die Literaturwissenschaft kann im Gegenzug insofern einen signifikanten Beitrag zu Diversitätsstudien leisten, als dass sie zur Analyse der sprachlichen Konstruktionen der Differenzkategorien eine geeignete Methode offeriert: die Narratologie. Beispielsweise weisen Peter C. Pohl und Hania Siebenpfeiffer in *Diversity Trouble* darauf hin, dass die Narratologie es vermag, »der Intersektionalitätsforschung ein ausdifferenziertes Instrumentarium zur Analyse symbolischer Repräsentationsformen von Identität an die Hand [zu] geben« (22), wie sie innerhalb von Erzähltexten produziert werden. Auch Blome betont das Potential der Analyse narrativer Strukturen in Hinblick darauf, »wie Identität (einer Person oder einer gesellschaftlichen Gruppe) [...] durch narrative Mittel performativ und in Abhängigkeit von anderen interdependenten Differenzkategorien hervorgebracht wird« (60). Die Bezeichnung von Kategorien als interdependent verweist hier mit Katharina Walgenbach darauf, dass Kategorien keinen »genuinen Kern[]« besitzen und sich daher auch nicht überkreuzen, wie es von Crenshaws Straßenkreuzungsmetapher abzuleiten wäre, sondern dass Differenz bereits innerhalb einer jeden Kategorie wirksam ist (23).²

Wenngleich es sich dabei um aktuelle und vieldiskutierte Theorien und Konzepte handelt, darf in diesem Zusammenhang nicht der Trugschluss gezogen werden, sie seien gleichsam lediglich auf gegenwärtige Texte anwendbar. Florin, Gutsche und Krentz merken zu Recht an, dass »[a]uch in der Vergangenheit [...] Differenzierungen gesellschaftliche Ungleichheiten, die unterschiedliche Verteilung von Ressourcen sowie den Zugang zu Machtpositionen [bedingten und begründeten]« (9). Differenzkategorien sind demnach weder diskursiv beschränkt noch ahistorisch,

maker in »Doing Difference« mit Diversität und Differenz auseinander. Klinger untersucht dabei ebenso wie Crenshaw die klassische Trias aus *class*, *race* und *gender* (in dieser Reihenfolge), weil diese drei aufgrund ihres Zusammenhangs mit (Lohn-)Arbeit maßgeblich zu gesellschaftlich-politischer Ungleichheit beitrügen (26). Die hochgradige Bedeutsamkeit von Klasse in der Diskussion um Differenz und Diskriminierung wird auch in dem von Eleonora Roldán Mendivil und Bafta Sarbo herausgegebenen Sammelband *Die Diversität der Ausbeutung* diskutiert. West und Fenstermaker betonen mit »doing difference« vor allem das permanente Erzeugen von Differenz (9), nicht zuletzt in Analogie zur Herstellung von Geschlecht (sidentität), dem »doing gender« (West und Zimmerman). Vgl. auch den darauf aufbauenden Beitrag von Hirschauer und Boll: *Un/doing Differences. Zur Theorie und Empirie eines Forschungsprogramms*. Zum engen Zusammenhang von Diversität und Intersektionalität vgl. Blome (45) sowie Florin et al. (20).

2. Äußerst prominent haben sich auch Gabriele Winker und Nina Degele in *Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten* sowie Leslie McCall in ihrem Aufsatz »The Complexity of Intersectionality« mit Crenshaws Konzept auseinandergesetzt. Winker und Degele schlagen eine sogenannte intersektionale Mehrebenenanalyse als Methode zur Analyse der Wechselwirkung zwischen Differenzkategorien vor (28) (vgl. dazu auch die Einleitung in diesem Band). McCall formuliert einen inter-, intra- und antikategorialen Ansatz als Antwort auf bis dahin kaum diskutierte Fragen nach einer intersektionalen Methodologie (1771–1772).

denn »sowohl die relevanten Kategorien, nach denen unterschieden wurde, als auch die Praktiken des Unterscheidens [verändern sich historisch] erheblich« (Florin et al. 9). Ein rekonstruktiver Blick ist demzufolge nicht nur lohnend, es ergibt sich auch eine Parallele zu narrativen Formen, die als ebenso historisch bedingt und daher wandelbar beschrieben werden (Nünning und Nünning 37). In der komplexen Verbindung von Differenzkategorien und narrativen Strukturen machen Vera und Ansgar Nünning die »performative Kraft des Erzählens« aus, weshalb sie Erzählen bestimmen »als eine[n] der performativen Akte, die nicht bloß Geschlechtsidentitäten, sondern kulturelle und soziale Identitäten generell erzeugen und kulturell stabilisieren« (56).

Die Verbindung von Intersektionalität und Narratologie bietet folglich den Vorteil, sowohl historischer Variabilität gegenüber sensibel zu sein als auch »die performative Genese von Kategorien und ihre Interdependenz in Abhängigkeit von ihrer Perspektivierung zu erfassen« (Blome 62; vgl. Florin et al. 26). Erzählungen werden hiernach »als Medium der Darstellung und Reflexion, der Modellierung und Konstruktion von sozialen und kulturellen Identitäten« begriffen (Nünning und Nünning 57; vgl. Nieberle und Strowick 7). Nieberle betont in Bezug zur Erforschung von Identität die Nützlichkeit von Ego-Dokumenten (2013, 78), die von Keilhauer unterstrichen und um eine historische Perspektive ergänzt wird: Laut Keilhauer reflektierten insbesondere Selbstzeugnisse der Frühen Neuzeit – eine Epoche, die sich geschichtswissenschaftlich als »Phase der Herausbildung der modernen Welt, moderner Herrschaftsordnungen und Herrschaftsnormen, neuer gesellschaftlicher Ordnungen und neuer Formen des Wissens und der Wissenschaft« beschreiben lässt (Engel und Wunder 11) – »immer auch deutlich den Bezug zu sozialen Gruppen, den Ein- und Ausschluss aus Gemeinschaften«, deren Wahrnehmung sich »in der Erinnerung oft in performativen Akten der Differenzzuschreibung« herauskristallisierte (Keilhauer 80). Daher besäßen autobiographische Texte »wichtiges Potential [...] für die historische Erforschung von Diversität« (Keilhauer 80). Zudem ist mit Schnicke anzumerken, dass die historische Erforschung von Diversität generell »[...] gegenüber Studien zu aktuellen Problemen zahlenmäßig deutlich zurück[steht]« (14). Entgegen einer Fixierung per definitionem auf eine individuelle Persönlichkeitsentwicklung der Verfasser*innen (wie beispielsweise bei Lejeune 14), rückt dadurch im Kontext dieses Beitrages sowohl die Textualität der Autobiografie als auch die Funktion von Literatur als Medium kultureller Selbstreflexion ins Forschungsinteresse (vgl. Gleixner; Nünning und Nünning 59). Speziell vor dem Hintergrund einer diversitätssensiblen Untersuchung autobiografischer Texte erscheint zusätzlich bemerkenswert, »dass die Tradition der Selbstbiografie am männlichen, weißen, westlichen Selbst orientiert ist«, unter anderem, weil sie »in einer Zeit Konjunktur hatte, im 18. Jahrhundert, als sich ein bürgerliches Selbstbewusstsein herausbildete, das nur ein männliches sein konnte« (Wagner-Egelhaaf 52). Wunder weist zudem darauf hin, dass »Wissen über Frauen in der Frühen Neuzeit [...] weitgehend von her-

ausragenden Persönlichkeiten bestimmt [wird] – seien es Fürstinnen oder aber im Verständnis der Zeit straffällig gewordene Frauen (»Hexen« – »ledige Mütter«)» (7).

Für den vorliegenden Beitrag zeichnet sich daher der Bedarf ab, die Produktivität einer diversitätssensiblen intersektionalen Narratologie explizit in Bezug auf eine Autobiografie der Frühen Neuzeit zu erproben. Der durch Rita Bake und Birgit Kiupel editierte Archivfund *Ich will aber nicht murren*, die Autobiografie der Margarethe Elisabeth Milow, einer »Hamburger Bürgerstocher aus dem 18. Jahrhundert« (2), die 1779 mit dem Schreiben beginnt und im Oktober 1794 verstirbt, bietet einerseits die Möglichkeit, ein zu einem neuralgischen Zeitpunkt entstandenes weibliches Ego-Dokument – da gerade »[...] das Geschlecht mit dem Aufkommen des bürgerlichen Geschlechtermodells um 1800 an Relevanz gewinnt« (Schnicke 15) – untersuchen zu können, das gerade nicht eine herausragende Persönlichkeitsentwicklung skizziert. Andererseits offeriert der Text das Potenzial, Milow als autodiegetische Erzählinstanz zu imaginieren, deren soziale Identität mittels Verschränkung verschiedener Differenzkategorien und in Abhängigkeit anderer Figuren im Kontext von Raum- und Zeitdarstellungen konstruiert wird, und soll deswegen im Folgenden als exemplarischer Analysegegenstand historischer Diversitätsstudien dienen.

Tugend-Haft: Gender und andere Determinanten

Obleich die Datierung ihres Erzählzeitpunktes bis zum Ende unklar verbleibt, beginnt Milow, die nachfolgend in ihrer narratologischen Funktion als Erzählinstanz behandelt werden soll, die retrospektive Erzählung ihrer Kindheit mit einem Hinweis auf ihren Bildungsstand, wenn sie im ersten Satz sagt: »Von der Zeit an, da ich mich erinnern kann, ging ich in die Schule, um Lesen zu lernen« (Bake und Kiupel 10). Mit dieser Aussage werden neben der offenkundig inhärenten Kategorie der Bildung die Kategorien Geschlecht und sozioökonomischer Status beziehungsweise Klasse abgerufen. Der Schulbesuch kann unter Berücksichtigung der historischen Tatsache, dass die allgemeine Schulpflicht in der Freien und Hansestadt Hamburg erst im Jahre 1870 eingeführt und flächendeckend umgesetzt wurde – also fast 80 Jahre nach dem Tod der Autorin – als ein Privileg ausgedeutet werden, welches die vorhergegangenen Lebensereignisse der Erzählinstanz sogar obsolet werden lässt (vgl. Heede). Der Umstand, dass das erzählende Ich trotzdem schulische Bildung erhalten hat, akzentuiert zum einen ihre bürgerliche Klasse, die ihr den Zugang zu Bildung ermöglicht, zum anderen den indirekt zum Ausdruck gebrachten elterlichen Willen, ihrem Kind Bildung zukommen zu lassen. Diese vermeintliche Generosität decouvriert sich vor diesem Hintergrund allerdings schlicht als historisch betrachtet nicht unübliche Hochzeitspräparation. Bake und Kiupel merken an, dass »[d]ie Frauenbildung [...] dem Bräutigam und zukünftigem Ehemann ein ange-

nehmes Leben ermöglichen [sollte]« (86). Bildung wird für die Erzählinstanz somit nicht zum Selbstzweck im Zeichen der Herausbildung eines aufgeklärten Geistes, sondern ist Mittel zum Zweck der weiblichen Marktwertsteigerung. Dadurch wird die Kategorie Bildung ökonomisiert, das erzählerische Subjekt objektiviert. Die von Engel und Wunder beschriebene »Phase [...] neuer Formen des Wissens und der Wissenschaft«, mit der die Aufklärung historisch gesehen ihren Abschluss findet, kommt bei der Erzählinstanz somit offenbar nicht zum Tragen (11). Jaacks konstatiert in dieser Beziehung:

[D]er Zweck der Mädchenbildung [...] [war] immer noch derselbe geblieben, lediglich die für notwendig erachteten Kenntnisse waren auf Gebiete ausgeweitet worden, die für den feinen Gesellschaftston nun als unerlässlich angesehen wurden. Grundlegendes Wissen wurde daher außer in den Hauswirtschaftsberreichen – nicht vermittelt und auch gar nicht erwartet. (67)

Besagte Erinnerung setzt also mit dem Schulbesuch ein, der gleichfalls einem definitiven Ziel untergeordnet ist, nämlich »um Lesen zu lernen« (Bake und Kiupel 10). Das Lesen wird somit als zentrale Tätigkeit eingeführt, die auch im weiteren Text immer wieder bedeutsam ist. Keine Bedeutung hingegen misst die Verfasserin der Schule als Sozialisationsinstanz zu, verbleiben doch jegliche Erzählungen vom Schulalltag als Leerstellen. Grundsätzlich findet die Schule äußerst sporadische Erwähnung, weshalb anhand des Textes nicht abschließend zu klären ist, welche Art von Schule sie besucht. Laut Lehberger »[wurde] [i]m 18. Jahrhundert [...] eine höhere, vor allem auch fremdsprachliche Bildung von ausländischen Sprachmeistern in Privatunterricht oder sogenannten Instituten vermittelt«. Obwohl die Erzählinstanz an beiden Formen von Bildung partizipiert, darf angenommen werden, dass die besagte Schule letztere meint, da sie beschreibt, wie sie diese aufsucht und von dieser heimkommt: »Doch war die Zeit der ersten Kindheit die glücklichste; kamen wir aus der Schule, so hatten wir frei und spielten bei unserer Mutter« (Bake und Kiupel 10). Das Zur-Schule-Gehen, das folglich auf einen außerhäuslichen Ort referiert, wird durch die Erzählinstanz positiv bewertet, da es eine harmonische Dichotomie mit der Freizeitgestaltung bildet. Dies ändert sich mit ihrem Heranwachsen, indem das Verlassen des Hauses nunmehr bedingt durch den Privatunterricht abnimmt, was gleichsam die wiederholte Anmerkung des erzählenden Ichs zur Folge hat, sie käme nicht (mehr) aus (dem Haus), beispielsweise: »Aus kamen wir nicht anders, als einmal alle Jahr im Sommer in der großen Arche nach Harvestehude, und Winters einen Tag in Weihnachten nach Altona zu meines Vater Bruder« (vgl. *ibid.*). Oder: »Den Winter über kamen wir nicht aus dem Haus als zur Kirche, auch wohl mal nach unseren Großeltern, und jährlich einmal nach den Tanten« (vgl. *ibid.*). Diese Konstitution von Verlassen und Wiederkommen wird

im späteren Verlauf der Analyse mit Blick auf die Raumsemantik noch einmal von Bedeutung sein.

Bemerkenswert ist an dieser Stelle zunächst eine andere, geschlechtlich markierte Dichotomie, die zwischen Erziehung und (Aus-)Bildung konstruiert wird. Während eine sogenannte, immer wieder Fluktuation unterliegende Aufseherin die Mädchen des Hauses – darunter auch die Erzählinstanz – im Zuge des Privatunterrichtes zur Tugend erziehen soll, übernehmen ein »Candidat« sowie sogenannte Tanz-, Sprachen- und Zeichenmeister ihre Bildung (Bake und Kiupel 10–11). Der Beruf der Aufseherin wird dabei folgendermaßen charakterisiert:

Der Beruf Aufseherin bot verarmten, nichtverheirateten Bürgerstöchtern die Möglichkeit, ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Als verlängerte Arme der Eltern *sorgten* sie dafür, daß die bürgerlichen Töchter lernten, sich in die standesgemäßen Verhaltensmuster zu *fügen*. Die Aufseherin *unterrichtete* die Mädchen in Handarbeit, *unterwies* sie in Benimmfragen und *beobachtete* das An- und Auskleiden der Kinder, damals ungleich viel mühevoller und zeitaufwändiger als heute. (Bake und Kiupel 11, Herv. d. Verf.)

Im *Deutschen Wörterbuch* von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm hält der Eintrag zu »Aufseherin« lediglich die lateinische Übersetzung bereit. Der Eintrag zum »Aufseher« verweist allerdings auf »Oberaufseher«, der wiederum in Bezug zum Hoffmeister steht und sowohl als »oberaufseher aller seiner kunstsachen, schlösser und gebäude angestellt« werden konnte oder als »oberaufseher über die verwaltung der ämter« (DWB, Lemma »Oberaufseher«). Eine »Oberaufseherin« beziehungsweise »Oberaufsichterin« war hingegen für »königliche kinder« respektive »junge[] printzessin[en]« zuständig (DWB, Lemmata »Oberaufseherin«, »Oberaufsichterin«). In den Berufsbeschreibungen wird die Verschränkung von Geschlecht und Klasse auf zweierlei Weise deutlich: Zum einen handelt es sich bei einer »Aufseherin« um eine Frau niedriger Klasse (»verarmt« und unverheiratet), zum anderen ist sie für die Erziehung von Mädchen gehobener Klasse (mindestens des Bürgertums) zuständig. Diese Erziehung ist mindestens binär codiert und sowohl geschlechtlich als auch ständisch geprägt; sie beinhaltet neben der Sorge dafür, dass sich die Mädchen »in die *standesgemäßen* Verhaltensmuster [...] fügen« und in »Benimmfragen« unterwiesen werden, auch den Unterricht in weiblich konnotierter Handarbeit (Bake und Kiupel 11, Herv. d. Verf.). Die verwendeten Verben stellen hierbei deutlich den totalitären Charakter dieses Berufes heraus. Ihnen allen gemein ist das Verhältnis von sehen und gesehen werden, welches in einem Gefälle zuungunsten der von der Aufseherin Überwachten angelegt ist. Während »sorgen« mit der Präposition »für« zunächst eher positiv konnotiert ist und mit dem Wohlergehen eines oder einer anderen assoziiert wird, jedoch in Verbindung mit »dafür« ungleich zwingender

daher kommt,³ drückt das Prädikat des Nebensatzes »fügen« in seinen Bedeutungsmöglichkeiten unterordnende Anpassung aus.⁴ »Beobachten« beschreibt schließlich die Berufsbezeichnung der Aufseherin im wörtlichen Sinn. Interessant ist, dass es in einem Kontext steht, der eine voyeuristische Praxis miteinschließt, nämlich das Beobachten des An- und Auskleidens. Dieses wird insofern sexuell aufgeladen, indem es durch seinen Blick den der anderen ausschließen soll. Der Schutz der Aufseherin liegt hier also in der Überwachung der Intimsphäre der Mädchen, wodurch die Verletzung derselben durch die Aufseherin legitimiert wird.

Hinzu kommt eine Verschränkung mit Religiosität, die sich insbesondere in der Verbindung von Tugendhaftigkeit und Keuschheit ausdrückt. Als tugendhaft werden überwiegend die Keuschheit der Erzählinstanz und ihr Abstand zu Männern bezeichnet, ihre Tugend bewerten könne einzig Gott (vgl. Bake und Kiupel 14–16, 20, 42). Zudem ist neben der Berufsbeschreibung bereits dem Wort *Aufseherin* ein Hinweis auf eine Überwachung inhärent, die im Text mehrfach relevant ist: Einerseits wird die Pubertät nur in Abwesenheit von Überwachung, und zwar durch den Anblick eines Jungen, initiiert (12–13). Andererseits weist die Erzählinstanz die Reaktion der Aufseherin auf ein von ihr beaufsichtigtes Treffen mit anderen Kindern als den Moment aus, der »Grund aller meiner nachmaligen Keuschheit und Tugend« sei (14), da ihre Aufseherin diesbezüglich so enttäuscht von dem Verhalten der Erzählinstanz ist, dass jene tags darauf fest entschlossen ist zu kündigen, was nur durch vehementes Bitten und Betteln seitens der Erzählinstanz abgewendet werden kann. Damit besitzt die Aufseherin die unausgesprochene und durchaus subtile Macht, die sexuelle Identität der Verfasserin durch das idealisierte Postulat nach Tugendhaftigkeit zu beeinflussen, ja sogar vollständig zu kontrollieren. Auch hier wird die Aufseherin zur übergeordneten Metapher der Restriktion, eine sich selbst durch religiöse Keuschheit legitimierende und die Gesellschaft repräsentierende Entität, kurzum zum tugendhaften Gewissen der Erzählinstanz.

Rückblickend bewertet selbige eine unüberwachte Zeit, die sie in Teilen entgegen des Verbots ihrer Mutter mit Lesen verbracht hat, als »unrecht« und weist explizit auf ihr Fehlverhalten hin: »[D]ie Hälfte des Tages las ich, und die Hälfte strickte ich. Das war nicht recht von mir, Kinder, ich stahl meiner Mutter Zeit, handelte wider ihren Willen, weil sie das Lesen verboten hatte« (29). In Zusammenhang mit Überwachung steht offensichtlich zentral das Verbot, aufklärerische Werke zu lesen, das von den beiden maßgebenden, weiblichen Figuren in ihrem Leben, ihrer Mutter und ihrer Aufseherin, ausgeht. Rückbindend an die besprochene Aussage des erzählenden Ichs, Ziel der Schule wäre das Lesenlernen gewesen, wird die Dichotomie von Bildung und Erziehung an dieser Stelle um die Dimension der Zensur erweitert.

3 Vgl. DWB, Lemma »sorgen« und dort insbesondere den Abschnitt 2) c)

4 Vgl. DWB, Lemma »fügen« und dort insbesondere den Abschnitt II. 3) c).

Was gelesen wird, soll nicht der (Aus-)Bildung der Persönlichkeit dienen, geschweige denn zur Emanzipation ermutigen, sondern steht auch hier im Dienste der zur Ehe notwendigen und nötigsten Bildung. An diesem Punkt entsteht die Dichotomie zwischen weiblich konnotierter, einschränkender Erziehung gepaart mit Religiosität und männlich aufklärerisch-befreiender Bildung. Die Erzählinstanz unterliegt dieser Dichotomie konkret in einem Akt des Gebens und Nehmens: »Der Candidat gab mir Bücher, Gellerts Werke und dergleichen, die verschlang ich beinah, aber die Aufseherin nahm sie mir wieder weg, und durfte es nicht wagen etwas anderes als den Katechismus zu lesen« (Bake und Kiupel 11). Liest sie sonntags die Bücher, die ihr Lehrer ihr bringt, vergisst sie darüber ihre weiblichen Verpflichtungen dieser Tage: »Putz und Spaziergang« (16). Die Konstruktion des Gebens und Nehmens verweist allerdings auch darauf, dass sie sich nicht aus ihrer »selbstverschuldeten Unmündigkeit« befreit: Bildung materialisiert in Büchern *bekommt* sie von männlichen Figuren, dem Candidaten, ihren Lehrern oder ihrem Bruder (Kant 20, vgl. Bake und Kiupel z.B. 16, 23). Die auf diese Weise sich konfigurierende Nachzeitigkeit der Lektüre, mittels derer sie sich bilden kann, steht in Abhängigkeit zum Geschlecht, was sie anhand des folgenden Beispiels beschreibt:

Wenn sie [Margarethes Bruder und sein damaliger bester Freund Octav] so ein neues Buch unsrer ersten Dichter, die damals erst herauskamen, miteinander lasen, das war ein Fest, da ward der Dichter gewiß gefühlt, da wünschte ich mir oft, auch Jüngling zu sein, und mit ihnen lesen zu können, denn wir mußten warten, bis sie's gehabt, und vieles ging uns da vorbei, wozu wir keine Zeit hatten, denn wir Mädchen lebten sehr entfernt von ihm. (Bake und Kiupel 25)

Der artikulierte Wunsch, ein »Jüngling zu sein« wird der damit verbundenen Privilegien wegen geäußert und fußt weniger auf dem Streben nach dieser Art der Körperlichkeit. Er ist der Versuch, dem männlichen Filter in ihrem Leben zu entkommen, auf den sie jedoch angewiesen ist, will auch sie lesen. Kurzum: Wahre Aufklärung können nicht nur ausschließlich die männlichen Figuren erlangen, sie sind es zudem auch, die über deren Distribuierung entscheiden, wobei die Erzählinstanz als weibliche Figur erst lesen darf, wenn sich ihr Bruder und Octav bereits an der Lektüre gesättigt zeigen.

Nachdem die Erzählinstanz verheiratet wurde – obwohl sie »damals noch fest [dachte]: kein Mensch sollte mich zu einem Mann zwingen« (Bake und Kiupel 19) –, arbeitet sie angestrengt darauf hin, eine »gute Hausfrau« (114) zu werden. Bemerkenswerterweise wird sie dazu insbesondere durch finanzielle Sorgen gezwungen, die die Verschränkung von Geschlecht und Klasse betonen. Um als »gute Hausfrau« zu gelten, muss sie offenbar die folgenden weiblichen Pflichten sowie die häusliche Überwachung verinnerlicht haben, denn sie

war den ganzen Tag fleißig, las nur, wenn ich dabei sticken konnte, schaffte den Tee nachmittags ab, das warme Essen, auch wenns nur Vorspeis sein sollte des Abends, schränkte unsern Umgang so viel nur thunlich ein, verschloß alles mögliche und paßte genau auf das Mädchen, sodaß sie mich nur in wenigem hintergehen konnte, ersetzte ungefähr auf diese Weise, was ich das vorige Jahr durch Mangel der Erfahrung und durch Nachlässigkeit versäumt hatte. (Bake und Kiupel 107)

Die Verheiratung betont zudem die interdependente Komplexität der Kategorie Klasse – die weder in eine bloße Unterscheidung von arm und reich noch angesehen und nicht angesehen übersetzt werden kann – und steht dabei in Zusammenhang mit der Dichotomie von Verbot und Vernunft. Die Verfasserin ist in Octav verliebt, einen Kontorbediensteten ihres Vaters. Die Eltern verbieten eine Heirat der beiden aufgrund des Klassenunterschiedes und verheiraten ihre Tochter stattdessen an einen Pfarrer, ein Tausch unter Männern, den der Vater begeht, um einen ›Wertverlust‹ seiner Tochter zu verhindern. Auch hier zeigt sich die ökonomische Objektivierung der Erzählinstanz sowie die Praktik des Gebens und Nehmens, der sie wie eine Ware unterworfen ist: »es kam mir vor, als sagte Papa, dies alles will ich Dir geben, so du meine Tochter nehmen willst« (Bake und Kiupel 63).⁵ Die vermeintliche Vernunftentscheidung des Vaters besiegelt die Unmündigkeit der Tochter. Die standesgemäße Heirat korrespondiert allerdings mit einem finanziellen Abstieg, den die Erzählinstanz ihren Eltern vorwirft, um ihnen daraufhin zu vergeben:

Ich war und blieb ja doch immer ihr Kind, wenngleich schuldiges, doch Kind, und so hätten sie besser für mich sorgen, mich nicht so sichtlich in Sorgen, ja beinahe Armut werfen sollen. Doch es ist vorbei und Gott sei heißer, inniger Dank, diese Nahrungssorgen sind überstanden. Milow [der Pfarrer und Ehemann; Anm. d. Verf.] hat mich alles das vergessen gemacht, und noch danke ich meinen Eltern, daß sie ihn mir gegeben haben. Dieser Dank sagt mehr, als Vergebung und Vergessenheit. (Bake und Kiupel 88)

Entscheidend übernimmt der Ehemann die stark idealisierte, beinahe verklarte Vernunftposition – »Alles was er sagte, war so gut, so edel, so groß, in seinem ganzen Betragen so viel edles, freies« –, während das erzählende Ich, wie oben bereits dargestellt, als Ehefrau zur Hausfrau wird (Bake und Kiupel 74). Die Spannung der Kindheit und Jugendzeit zwischen Erziehung und Bildung, fügen und befreien,

5 An dieser Stelle sei auf Irigarays Kapitel »Women on the Market« in *This Sex Which Is Not One* hingewiesen, in dem sie Marx' Überlegungen zur Ware auf den Status von Frauen in der Gesellschaft überträgt und feststellt, dass Frauen unter Männern getauscht werden – wie Waren im Kapitalismus –, um eine patriarchale Gesellschaftsordnung aufrecht zu erhalten.

scheint sich zugunsten einer geschlechtlich organisierten Teilung dieser Bereiche aufgelöst zu haben. Was bleibt ist die Frage, wie ihr Leben mit Octav verlaufen wäre, der mit den Jahren doch noch zu gewissem Ansehen kam, das für eine Heirat der beiden notwendig gewesen wäre: »Octav, der von meinen Eltern gehaßte, verachtete kam auf einmal empor. Die Achtung und Liebe seines Bruders und der Frau Frank, sein in einigen Jahren vollkommen gemachtes Glück, machten natürlich Eindruck auf meine Eltern« (Bake und Kiupel 112). Ihre Erzählung konstruiert und verfestigt Differenzkategorien, kritisiert gleichzeitig aber deren Nutzung. Die Verfasserin imaginiert in einem textuellen Exkurs den Fall, dass sie Octav hätte heiraten können und verweist dabei genauso auf die Absolutheit von Religion wie sie diese kritisiert: »Was für Schwierigkeiten hätten dann nun auch noch entstehen können? Keine, als daß es Gottes Wille nicht gewesen. Und nun die Hand auf den Mund gelegt« (Bake und Kiupel 112).

(K)ein »Zimmer für sich allein«: zur Raumsemantik

In Virginia Woolfs vielrezipiertem und für die Frauenbewegung nicht nur in literarischer Hinsicht wegweisenden Essay *A Room of One's Own*, heißt es prominent: »Ich kann Ihnen nur eine Meinung zu einer Nebensache anbieten – eine Frau braucht Geld und ein eigenes Zimmer, um schreiben zu können [...]« (6). Dies ist die metaphorisierte Quintessenz von weiblicher materieller und geistiger Unabhängigkeit, die für die literarische Produktion einer Frau notwendig wäre, um sich in den männlich dominierten Literaturdiskurs einschreiben zu können. Eine oberflächliche Untersuchung Milows autobiographischen Textes könnte zu dem Schluss gelangen, dass sie beides besitzt: Ein eigenes Zimmer und – als Tochter einer Familie des Bürgertums – gewissen finanziellen Wohlstand. Heißt das, dass Milow bereits zwei Jahrhunderte vor Woolfs imaginiertem Ideal der erfolgreich schreibenden Frau genau dies war?

Dieser Frage geht dieses Kapitel ausgehend von der These, dass die zuvor herausgearbeitete Dichotomie von einschränkender Überwachung und vermeintlich befreiender Bildung in Milows Autobiographie erzählerisch in einer Gegenüberstellung von räumlicher Isolation beziehungsweise vermeintlicher Freiheit fortgeführt wird, nach. Vier semantisierte Räume sollen dabei schlaglichtartig Gegenstand intersektionaler Betrachtung sein: das Zimmer, der Garten, die Kirche und die Bälle, die die Erzählinstanz Milow besucht.

Hervorzuheben ist, dass die narratologische Dimension des Raums hier mit der Zeit verwoben wird, deren Semantisierung eine vordergründige Eindeutigkeit unterläuft. Zunächst hat es den Anschein, als korrespondierten die Wochentage, die auf dem Zimmer oder zumindest im Haus mit Pflichterfüllung und Lernen verbracht werden, mit einer unbehaglichen Enge, während je nach Jahreszeit – im

Sommer der Garten, im Winter die Kirche –, beziehungsweise je nach Alter – in der Kindheit Garten oder Kirche, in der Jugend Bälle – verschiedene Orte als Befreiung daraus dienten, wie die nachfolgenden Zitate exemplarisch zeigen:

Den Winter über kamen wir nicht aus dem Haus als zur Kirche [...]. Im Sommer gingen wir Sonntags nach einem kleineren Garten im Mohre, den mein Vater gemietet hatte. (Bake und Kiupel 10–11)

Das war nun mal eine Wonne, wenn wir die ganze Woche auf unsern Zimmern kaum hatten athmen dürfen, und beständig arbeiten und lernen, dann Sonnabends Abends (ohne Französin [gemeint ist die Aufseherin; Anm. d. Verf.], denn es war kein Platz für sie da) nach dem Garten gingen. (Bake und Kiupel 12)

Wir lebten diese Zeit sehr eingezogen, und außer einem einzigen Ball kamen wir beinahe nicht aus dem Hause. (Bake und Kiupel 59)

Allerdings greift eine Reduzierung auf Zeitlichkeit zu kurz. Es dreht sich hierüber hinaus vor allem um ein Wechselspiel von Normalität und Anomalie. Das Zimmer – oder im weitesten Sinne, das Elternhaus – bildet in diesem Wechselspiel im wahrsten Sinne den Ausgangspunkt. Der Erzählinstanz geht es vor allem darum, dieses verlassen zu können, was nicht zuletzt daraus ersichtlich wird, dass sie das Zimmer beziehungsweise das Haus als das Regelhafte und Alltägliche wahrnimmt, wovon ein Verlassen desselbigen als Ausnahme gelten kann. Das Zimmer symbolisiert einerseits Tugendhaftigkeit und unaufgeklärte Bildung, andererseits kann es mit einem Gefängnis gleichgesetzt werden, das mit den Pflichten verschränkt ist, die das bürgerliche Ideal von einer heranwachsenden Frau einfordert. Somit ergibt sich für das erzählende Ich eine räumliche Begrenzung, die erst über ihr Geschlecht wirksam wird. Anders als bei Woolf ist das Zimmer also weder über eindeutige Zugehörigkeit als privat gekennzeichnet, da es immer noch im räumlichen Kontext des Elternhauses – und damit der Abhängigkeit – steht, noch kann es ein Ort des Rückzugs sein, da es sich bei dem Zimmer bereits um den Ausgangspunkt handelt. Die »Symbolik, dass fünfhundert [Pfund, Anm. d. Verf.] im Jahr für die Ermächtigung zum Nachdenken stehen und ein Schloss an der Tür für die Ermächtigung, selbst zu denken« ist bei Milow ins Gegenteil verkehrt (Woolf 151). Der metaphorische Zustand des verschlossenen Raumes ist ein exklusiver und materialisiert sich in seinem Verschlussensein in der Kategorie Geschlecht.

Eine Ausnahme dieser geschlechtlichen Regel bildet die Aufseherin. Zwar ist sie offenkundig weiblich konnotiert, ihr kommt allerdings der Status der liminalen Figur zu. Noch über ihre physische Anwesenheit hinaus ist es ihr möglich, Kontrolle auszuüben, und zwar als »moralische Instanz«, als personifizierte Tugendhaftigkeit, wie im vorherigen Kapitel dargestellt wurde. Ihre Liminalität ist überdies auch auf

textlicher Ebene nachvollziehbar, wenn sie in der eingeklammerten Parenthese des zweiten Zitates eben doch einen syntaktischen Platz erhält. Zusammenfassend lässt sich also sagen, dass Ein- und Ausgang regelhaft konstituiert ist und einer Überwachung unterliegt. Die Erzählinstanz erlangt Freiheit nicht in der Lektüre aufklärerischer Werke, da gezeigt werden konnte, dass diese zum einen der weiblichen Zensur und zum anderen der männlichen Distributionskontrolle untersteht. Ebenso wenig verfügt sie allerdings über räumliche Freiheit, wie hier gezeigt werden konnte. Die Signifikanz dieses Freiheitsentzuges kulminiert letzten Endes in der Metapher des Atems: Während die Erzählinstanz in ihrem Zimmer »kaum hatte athmen dürfen«, so kann sie dies im Garten befreiter tun.

Der Garten, der hingegen primär mit Freiheit, Natur und Lesen, sowie mit Rousseau, der Aufklärung und Bildung verbunden werden kann, wird gleichzeitig stark kapitalistisch geprägt konstruiert, nicht nur indem wiederholt von dessen Anmietung erzählt wird (Bake und Kiupel z.B. 10, 12, 15, 123), sondern auch dadurch, dass gerade dort die Verlobung der Verfasserin und dem Pfarrer Johann Milow stattfindet (76), die den Höhepunkt aller Erziehungs- und Bildungsbemühungen darstellt und den »Verkauf« der Erzählinstanz als Ware besiegelt. Der von ihr als Anomalie des Alltäglichen wahrgenommene Besuch des Gartens decouvriert sich also als eine Konstituente konventionalisierter Bürgerlichkeit und trägt somit ebenso zur Einhegung des Weiblichen bei wie das Zimmer. Dieser Umstand ist schon in der Struktur des Gartens selbst begründet. In ihm wird die Natur kultiviert und so eingehegt, dass er lediglich den Eindruck von natürlicher Freiheit erweckt.

Auch die Kirche bietet zwar – ebenso wie der Garten – eine Gelegenheit, das Zimmer zu verlassen, jedoch semantisieren sowohl die ständige Berufung auf Gott, mit der sie ihre Akzeptanz eines ihr von Gott zugewiesenen Platzes zum Ausdruck bringt, als auch der spätere Pfarrer-Ehemann eine weibliche Abhängig- und Unmündigkeit, denn als Pfarrersfrau bleibt der Erzählinstanz nichts anderes übrig als der Gang in die Kirche. Darüber hinaus stehen Kirche und Garten insofern in einer Verbindung, als dass die biblische Beschreibung der Vertreibung aus dem Garten Eden die weibliche (Ver-)Schuld(-ung) und männliche Überlegenheit festschreibt.

Die Bälle, ebenfalls Grund das Zimmer verlassen zu dürfen, erfüllen die Funktion der Reifikation moralischer Verfehlung, statt dass sie für die Erzählinstanz tatsächlich Freiheit bedeuten würden.

So verfloß der Winter nicht mehr so ruhig wie der vorige, und warum nicht? Weil das Herz nicht mehr so ruhig war, Liebe in ihm aufkeimte, schon mehr Ergötlichkeiten, zuweilen ein Ball, wo ich sah, daß ich gefiel. (Bake und Kiupel 19)

Dies Gefallen aber, Kinder, reizte meine Begierde, mehr zu gefallen. Jeder Ball, jede Eroberung, die ich da machte, machte mich eitler, ich fing an zu sinken. (Bake und Kiupel 36)

Die hier einsetzende Reflexion gleicht einer Beichte über begangene Sünden. Damit erweitert sich die Darstellung der Bälle um eine Ambivalenz zwischen der Anerkennung der eigenen Weiblichkeit und sündhaften Gefühlen wie Ergötzlichkeit, Begierde und Eitelkeit. Diese sind es letztendlich, die das erzählende Ich »sinken« lassen und somit wieder an den Ausgangspunkt des Zimmers zurückbinden, das, wie erwähnt, Tugendhaftigkeit symbolisiert. Alle Versuche des Ausbruchs aus dem Zimmer scheitern daher, weil sie entweder aufgrund einer Ausdehnung des bürgerlichen Ideals in andere Räume nicht vollends gelingen oder weil sie zwar gelingen, aber sogleich moralische Repressalien nach sich ziehen.

Für die untersuchten Räume, die allesamt durch ein Kollektiv besetzt sind, konnte die Absenz jeglicher Privatsphäre nachgewiesen werden. Es handelt sich zwar um Räume des Einschlusses, diese erfüllen jedoch die Funktion der Überwachung und Aufrechterhaltung des Sittlichen und Tugendhaften. Während das Zimmer bei Woolf Mittel zur Selbstermächtigung ist, ist es bei Milow das Mittel zur aufoktroyierten Unterdrückung. Es dient letztlich nicht der Produktion von »[...] Romane[n] oder Gedichte[n]« (Woolf 149), handelt es sich doch bei Milow um eine »Autorin ohne Werk« (Nieberle 2013, 80). Damit bildet sie den Gegenentwurf zu Woolfs schreibender Frau.

Fazit

Dieser Beitrag hatte die Absicht, ein weibliches Ego-Dokument der Frühen Neuzeit auf das Potenzial eines diversitätssensiblen Zugangs zu befragen. Hierzu wurde ein editierter Archivfund mittels einer literaturwissenschaftlichen Methode zum Forschungsobjekt: Der autobiographische Text der Margarethe Elisabeth Milow wurde mit Blick auf die Verschränkungen von Diversitätskategorien narratologisch untersucht, wobei der Beitrag dem Umstand Rechnung trägt, dass Milow als autobiographisches Subjekt insofern keine Relevanz beigemessen werden sollte, als dass die Literarizität des Textes in ihrer medialen Funktion kultureller Selbstreflexion beleuchtet wurde. Auf diese Weise ließ sich der Herausforderung begegnen, vor der literaturwissenschaftliche, biographische, aber auch insbesondere diversitätsbezogene Forschung oftmals steht; nämlich eine Distanz zum Forschungsobjekt herzustellen, um nicht der Psychologisierung und damit verbundener Spekulation zu verfallen. Eine textliche Deduktion auf narratologischer Ebene ermöglicht die notwendige distanzierende Betrachtung der oft eingängigeren und näheren privaten »Stimme« als Erzählstimme.

Ausgehend hiervon konnte gezeigt werden, dass die autodiegetische Erzählinstanz retrospektiv über ihr Leben erzählt, das dieser Beitrag bezüglich der intersektional miteinander verschränkten Kategorien Bildung, Klasse, Religion und nicht zuletzt Geschlecht unter die Lupe genommen hat. Dabei wurde evident, dass insbe-

sondere die Kategorie Geschlecht in interdependenten Beziehung zu allen anderen steht. Das Geschlecht der Verfasserin ist es, das sie gegen ihren Wunsch zur Haus- und Ehefrau eines Pfarrers werden lässt. Das Geschlecht ist es, dass sie vor anderen Figuren sittlich rechtfertigen muss und biologisch zu wechseln wünscht, um wie die männlichen Figuren lesen zu können. Das Geschlecht ist es auch, wegen dem sie sich mit Verfehlungen zulasten ihrer weiblichen Identität auseinandersetzt, seien diese Verfehlungen nun Repräsentationen von idealisierten gesellschaftlichen Vorstellungen über ihre häuslichen Pflichten oder ihre sexuelle Entwicklung. Zu guter Letzt ist es das Geschlecht, das sie sogar räumlich isoliert und ihr den Zugang zu Bildung im Sinne der Aufklärung verunmöglicht. Dieses Ergebnis bestätigt die allgemeine Beobachtung in den historischen Diversitätsstudien, gender nähme im Rahmen der Diversity Studies eine besonders wichtige Position ein (vgl. Florin et al. 20).

Einen weiteren Befund dieser Analyse stellen die narrativ konstruierten Dichotomien dar. Insbesondere das Verlassen und Wiederkommen seien an dieser Stelle noch einmal aufgegriffen, weil über jene Dichotomie die eingehegte und, wie gezeigt werden konnte, überwachte Freiheit der Erzählinstanz in doppelter Weise verhandelt wird. Einerseits da sie mit Verlassen ihres Zimmers tatsächlich ins Freie tritt, andererseits weil ihre Bewegungen vom Zimmer ins Freie beziehungsweise in den Garten, die Kirche oder auf Bälle (und wieder zurück) ihren sinnbildlichen Konflikt des Emanzipierens auf räumlicher Ebene veranschaulichen. Dadurch, dass sie mehrfach betont, dass diese Ausflüge keinesfalls regulär sind und dieser Beitrag herausgearbeitet hat, dass sie noch dazu als Ausbrüche aus der Regularität misslingen, kann somit auch ein Ringen der Erzählinstanz zwischen ihrer Identität als bürgerliche Frau und ihrer Identität als aufgeklärtes Subjekt behauptet werden. Die Oszillation zwischen den Räumen entspricht demnach der zwischen Selbst- und Fremdbild.

Bibliografie

- Bake, Rita, und Birgit Kiupel. *Margarethe E. Milow. Ich will aber nicht murren. Ihre Lebenserinnerungen, reich an Erfahrungen aller Art, von ihr selbst geschrieben, nebst einem Universalregister der Sach- und Gefühlswelt mit besonderem Blick auf Jungfrauen, Jungfern, Weibsbildern, Mamsells, Frauenzimmer, Mütter, Ammen, Mägde und Liederliche, faßlich beschrieben von Rita Bake und Birgit Kiupel*. Dölling und Galitz, 1987.
- Blome, Eva. »Erzählte Interdependenzen. Überlegungen zu einer kulturwissenschaftlichen Intersektionalitätsforschung.« *Diversity Trouble. Vielfalt – Gender – Gegenwartskultur*. Hg. von Peter C. Pohl und Hania Siebenpfeiffer, Kulturverlag Kadmos, 2016, 45–67.
- Butler, Judith. *Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity*. Routledge, 2007.

- Crenshaw, Kimberlé. »Mapping the Margins: Intersectionality, Identity Politics, and Violence against Women of Color.« *Stanford Law Review* 43:6, 1991, 1241–1299, <https://doi.org/10.2307/1229039>.
- Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm (DWB), digitalisierte Fassung im Wörterbuchnetz des Trier Center for Digital Humanities: »Aufseher, m.«, <https://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemid=A07018>; »Aufseherin, f.«, <https://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemid=A07019>; »Oberaufseher, m.«, <https://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemid=O00075>; »Oberaufseherin, f.«, <https://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemid=O00076>; »Oberaufsichterin, f.«, <https://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemid=O00078>; »sorgen«, <https://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemid=S32094>; »fügen«, <https://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemid=F10980> (31.03.2026).
- Engel, Gisela, und Heide Wunder. »Geschlechterperspektiven in der Frühen Neuzeit.« *Geschlechterperspektiven. Forschungen zur Frühen Neuzeit*. Hg. von dens., Ulrike Heimer, 1998, 11–14.
- Florin, Moritz, Victoria Gutsche und Natalie Krentz. »Diversity – Gender – Intersektionalität. Überlegungen zu Begriffen und Konzepten historischer Diversitätsforschung.« *Diversität historisch. Repräsentationen und Praktiken gesellschaftlicher Differenzierung im Wandel*. Hg. von dens., transcript, 2018, 9–33, <https://doi.org/10.1515/9783839444016-002>.
- Gleixner, Ulrike (Hg.). *Religiöse Emotionspraktiken in Selbstzeugnissen. Autobiographisches Schreiben vom 16. bis zum 20. Jahrhundert*. Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, 2024.
- Hartman, Saidiya. »Venus in Two Acts.« *small axe* 26, 2008, 1–14.
- Heede, Manni. »150 Jahre Schulpflicht. Keine Glanztat staatlicher Politik.« *Hlz – Zeitschrift der GEW Hamburg* 12, 2020, 56–61.
- Hirschauer, Stefan, und Tobias Boll. »Un/doing Differences. Zur Theorie und Empirie eines Forschungsprogramms.« *Un/doing Differences. Praktiken der Humandifferenzierung*. Hg. von Stefan Hirschauer, Velbrück Wissenschaft, 2017, 29–54, <https://doi.org/10.5771/9783845292540-8>.
- Irigaray, Luce. *This Sex Which Is Not One*. Übersetzt von Catherine Porter und Carolyn Burke, Cornell University Press, 1985.
- Jaacks, Gisela. »»Fröhlich, tätig und anspruchslos ...« zum Selbstverständnis der Frauen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.« *Beiträge zur dt. Volks- und Altertumskunde* 19, 1983, 63–74.
- Kant, Immanuel. »Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? [Berlinische Monatsschrift, Dezember 1784, S. 481–494.].« *Immanuel Kant. Was ist Aufklärung? Ausgewählte kleine Schriften*. Hg. von Horst D. Brandt, Felix Meiner Verlag, 1999, 20–27.
- Keilhauer, Annette. »Spuren von Diversität in französischen Selbstdokumenten des 18. Jahrhunderts.« *Diversität historisch. Repräsentationen und Praktiken gesellschaftlicher Differenzierung im Wandel*. Hg. von dens., transcript, 2018, 34–50, <https://doi.org/10.1515/9783839444016-003>.

- licher Differenzierung im Wandel. Hg. von Moritz Florin, Victoria Gutsche und Natalie Krentz, transcript, 2018, 79–99, <https://doi.org/10.1515/9783839444016-005>.
- Klinger, Cornelia. »Ungleichheit in den Verhältnissen von Klasse, Rasse und Geschlecht.« *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik*. Hg. von Gudrun-Axeli Knapp und Angelika Wetterer, Bd. 2, Westfälisches Dampfboot, 2003, 14–48.
- Lehberger, Reiner. »Schule im Zeitalter der Aufklärung«, *Digitales Hamburg Geschichtsbuch*, <https://geschichtsbuch.hamburg.de/epochen/aufklaerung/schule-im-zeitalter-der-aufklaerung/> (17.08.2026).
- Lejeune, Philippe. *Der autobiographische Pakt*. Übersetzt von Wolfram Bayer und Dieter Hornig, Suhrkamp, 1994.
- McCall, Leslie. »The Complexity of Intersectionality.« *Signs: Journal of Women in Culture and Society* 30:3, 2005, 1771–1800, <https://doi.org/10.1086/426800>.
- Mendivil, Eleonora Roldán, und Bafta Sarbo (Hg.). *Die Diversität der Ausbeutung. Zur Kritik des herrschenden Antirassismus*. Dietz, 2023.
- Nieberle, Sigrid. *Gender Studies und Literatur. Eine Einführung*. wbv Academic, 2013.
- Nieberle, Sigrid. »Außer Konkurrenz: das Modell Sisypheos und die feministische Literaturwissenschaft.« *Kooperation und Konkurrenz im Wissenschaftsbetrieb. Perspektiven aus der Genderforschung und -politik*. Hg. von Anne Schlüter, Sigrid Metz-Göckel et al., Barbara Budrich, 2020, 258–266.
- Nieberle, Sigrid, und Elisabeth Strowick. »Narrating Gender. Einleitung.« *Narration und Geschlecht. Texte – Medien – Episteme*. Hg. von dens., Böhlau, 2006, 7–19.
- Nünning, Vera, und Ansgar Nünning. »»Gender«-orientierte Erzähltextanalyse als Modell für die Schnittstelle von Narratologie und intersektionaler Forschung? Wissenschaftsgeschichtliche Entwicklung, Schlüsselkonzepte und Anwendungsperspektiven.« *Intersektionalität und Narratologie. Methoden – Konzepte – Analysen*. Hg. von Christian Klein und Falko Schnicke, WVT, 2014, 33–60.
- Pohl, Peter C., und Hania Siebenpfeiffer. »Einleitung.« *Diversity Trouble. Vielfalt – Gender – Gegenwartskultur*. Hg. von dens., Kulturverlag Kadmos, 2016, 9–26.
- Schnicke, Falko. »Terminologie, Erkenntnisinteresse, Methode und Kategorien – Grundfragen intersektionaler Forschung.« *Intersektionalität und Narratologie*. Hg. von Christian Klein und Falko Schnicke, WVT, 2014, 1–32.
- Wagner-Egelhaaf, Martina. »Autobiografie und Geschlecht.« *Freiburger FrauenStudien. Zeitschrift für interdisziplinäre Frauenforschung* 12:19, 2006, 49–64, <https://doi.org/10.25595/1648>.
- Walgenbach, Katharina. »Gender als interdependente Kategorie.« *Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität*. Hg. von Katharina Walgenbach, Gabriele Dietz et al., 2., durchgeseh. Aufl., Barbara Budrich, 2012, 23–64.

- West, Candace, und Don H. Zimmerman. »Doing Gender.« *Gender and Society* 1:2, 1987, 125–151.
- West, Candace, und Sarah Fenstermaker. »Doing Difference.« *Gender and Society* 9:1, 1995, 8–37.
- Winker, Gabriele, und Nina Degele. *Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten*. transcript, 2009.
- Woolf, Virginia. *Ein Zimmer für sich allein*. Aus dem Englischen und mit einem Nachwort von Antje Rávik Strubel, Kampa, 2019.
- Wunder, Heide. »Er ist die Sonn«, sie ist der Mond.« *Frauen in der Frühen Neuzeit*. C.H.Beck, 1992.